Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-01724-7
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Nora Luttmer, geboren 1973 in Köln, lebt in Hamburg und arbeitet als Autorin und Vermittlerin für kulturelle Bildung in der Kinder- und Jugendarbeit. Sie hat Südostasienkunde in Passau, Hanoi und Paris studiert. Ihr Roman *Schwarze Schiffe* wurde für den Glauserpreis in der Sparte Debüt nominiert. Bei rororo erschienen bisher die Kriminalromane mit Ermittlerin Bette Hansen (*Hinterland*, *Tiefergrund*, *Schwarzacker*). *Elbschatten* ist der Auftakt der Thrillerserie mit den gegensätzlichen Schwestern Ela und Nicole.

Nora Luttmer

Elbschatten

Kriminalroman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

1. Auflage November 2026

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Kirchenallee 19, 20099 Hamburg, November 2026
Copyright © 2026 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
Redaktion Carla Felgentreff
Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.
Covergestaltung ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung Shutterstock
Satz aus der Newzald
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-499-01724-7

Prolog

Er kann keinen klaren Gedanken fassen. Ein panikartiges Gefühl schnürt ihm die Kehle zu. Raubt ihm den Atem. Sein Hals ist trocken, er keucht, spürt die Panik auch in seinem Magen, wie Messerstiche. Es ist dunkel, eine Nacht mit vielen Wolken. Aber von den Industrieanlagen auf der anderen Flussseite her schimmert es matt. Ein gelbliches Licht. Genug, um zu sehen. Er starrt auf den Körper zu seinen Füßen, muss würgen und schluckt das Erbrochene runter. Da ist Blut, überall Blut. Er will wegschauen, nur wegschauen, aber er kann seinen Blick nicht abwenden. Der Oberkörper ist ganz verdreht, der eine Arm nach oben gestreckt, der andere hinter dem Rücken verbogen. Immerhin sind die Augen geschlossen und starren ihn nicht an.

Was soll er tun? Was soll er bloß tun?

Aus der Ferne hört er das schwerfällig tuckernde Motorengeräusch von Schubern und das unverkennbare metallische Quietschen eines Zugs, der über die Elbbrücken fährt.

Er muss doch irgendetwas tun.

Erst mal beruhigen. Zu Atem kommen. Er wendet sich ab, lässt seinen Blick über die Brache gleiten, über das hohe Gras, das Gestrüpp, die Büsche, die radlose Karosserie. Versucht, Umrisse zu erkennen, Schemen, irgendwas. Aber da ist niemand. Er ist allein. Allein mit einem Toten.

Er beugt sich runter, streckt zaghaft seine zittrige Hand nach

ihm aus und zwingt sich, dabei nicht in das Gesicht zu sehen. Auch das ist voller Blut. Er zuckt entsetzt zurück.

Reiß dich zusammen!

Er muss ihn wegschaffen. Er kann ihn nicht hier liegen lassen.

Er beißt die Zähne aufeinander, presst die Lippen zusammen, schließt die Augen. Aus der Ferne hört er jetzt ein
6 leises Rauschen, vielleicht die Autobahn. Er greift nach den Fußgelenken. Sein Mageninhalt brennt ihm im Hals. Er packt zu, geht rückwärts, zieht den Körper mit sich über den vom Regen aufgeweichten Boden.

Was, wenn jemand kommt? Wie spät ist es? Er hat keine Ahnung. Wird es bald hell? Erschöpfung und Dunkelheit haben ihm jegliches Zeitgefühl genommen. Auf jeden Fall muss er sich beeilen.

Der Körper ist schwer und wird mit jedem Schritt schwerer. In seinen Ohren rauscht es vor Anstrengung.

Er schaut über die Schulter, hält auf einen der kniehohen Poller zu, die die Kaikante markieren. Da muss er hin. Dahinter fließt die Elbe, dunkel und schwarz. Die Strömung reißend. Sie verschluckt alles.

Seine Hände sind mittlerweile so kalt, dass er nichts mehr spürt. Vielleicht bildet er sich das auch nur ein. Weil er nichts spüren *will*. Keinen Schmerz und vor allem nicht den Toten unter seinen Fingern.

Er stolpert, strauchelt, fängt sich wieder, aber da sind ihm die Beine des Toten schon aus den Händen gerutscht. Vorgebeugt bleibt er stehen, stützt sich mit den Händen auf seinen Knien ab, hustet, blinzelt, dann rappelt er sich auf und packt erneut zu. Nur noch ein paar Schritte, denkt er. Und kurz fühlt sich alles ganz leicht an. Gleich ist er am Wasser, gleich hat er es geschafft.

Doch da lässt ein Geräusch ihn herumfahren. Er wagt nicht zu atmen, lauscht. Es ist ein Scharren, leise, aber sehr nah. Und es kommt vom Fluss. Ihm wird eiskalt.

1 / Ela

Ela Tamm verließ als Letzte den Roosenclub. Bevor sie abschloss, checkte sie noch einmal, ob auch wirklich niemand mehr in einer der Sitznischen oder auf den Toiletten war. Als sie an der Reeperbahn in die S-Bahn stieg, war es 5.30 Uhr. Der Waggon war überhitzt, und es roch nach Zigaretten und Alkoholausdünstungen. Sonntagfrüh eben. Ela ließ sich auf den erstbesten Platz neben der Tür sinken, rutschte zum Fenster durch und lehnte den Kopf gegen die Scheibe. Sie war müde. Mit ihren 46 Jahren steckte sie die Nachtschichten nicht mehr so weg wie früher. Sich einen anderen Job zu suchen, konnte sie sich aber auch nicht vorstellen. Sie war gerne Türsteherin. Sie mochte die Nähe zu den Menschen. Sie mochte, dass im Roosenclub Leute zusammenkamen und eine gute Zeit hatten, die sich im Alltag niemals über den Weg laufen würden, und freute sich, dass sie daran einen gewissen Anteil hatte. Der Club war kein Laden für Laufkundschaft, die Touristenströme bewegten sich einen Häuserblock entfernt entlang der Reeperbahn und der Großen Freiheit. Zwar waren sie mit ihrem Club immer noch auf dem Kiez, aber für Touristen und feierwütige Horden zu weit ab vom Schuss. Trotzdem passte Ela genau auf, wen sie reinließ und wen nicht. Sie konnte gut einschätzen, wer für gute Stimmung sorgen würde. Einen Dresscode hatten sie nicht.

Ein paarmal hatte Ela Angebote von größeren Läden bekom-

men, mit besserer Bezahlung, aber sie hatte immer abgelehnt. Fast alle, die im Roosenclub arbeiteten, waren schon lange dort, und da war eine Vertrautheit zwischen ihnen, die sie woanders nicht mal eben so finden würde.

Das erste Stück fuhr die S-Bahn unterirdisch, Tunnellichter ratterten in immer gleichem Rhythmus vorbei. Ihr gegenüber saßen zwei Jungs, der eine schlief, Kopf im Nacken, offener Mund, der andere sah sie aus glasigen, stark geröteten Augen an. Sie musste lächeln. Die beiden hatten eindeutig noch nicht viel Erfahrung mit den eigenen Grenzen. Womöglich war es sogar ihr erstes Mal auf dem Kiez gewesen.

Ela schloss die Augen, döste weg. Als sie wieder zu sich kam, war sie bereits am Hauptbahnhof vorbei. Sie sah aus dem Fenster. Die S-Bahn-Trasse verlief jetzt oberirdisch, vorbei an Bürohauskomplexen – einer klotziger als der andere – und dann über die Elbbrücken. Es war noch dunkel, aber bald würde die Sonne aufgehen. Hafenkräne, der Michel, die Elphi, Speicherhäuser und Neubauten der Hafencity verschmolzen zu einer einzigen schwarzen Silhouette. Auf dem Wasser lag schon ein erster rotgoldener Schimmer. Hach, Hamburg war schon schön. Vor allem dieser Blick. Er rief ihr jedes Mal von Neuem ins Gedächtnis, dass Hamburg mit seiner Nähe zum Wasser einfach ihre Stadt war. Erst die Norderelbe, dann die Süderelbe, dazwischen Kanäle und Hafenbecken. Der Fluss bildete in Hamburg ein Binnendelta, Wasser, wohin man schaute. Das liebte sie.

Bis vor einem halben Jahr hatte sie schon am Hauptbahnhof rausgemusst. Da hatte sie noch auf der innerstädtischen Elbseite gewohnt. Aber dann war bei ihrem Bruder Hendrix Alzheimer diagnostiziert worden, dabei war er erst 52 Jahre alt. Sie hatte ihre Wohnung untervermietet und war kurzerhand

bei ihm eingezogen. Zurück nach Harburg, wo sie aufgewachsen war. Nicht gerade das, was ihr vorgeschwebt hatte, aber Hendrix brauchte ihre Unterstützung, und sie wollte Zeit mit ihm verbringen, solange es ging. Und zu ihrer Überraschung gefiel es ihr mittlerweile in Harburg. Es war entspannt da, nicht so aufgeregt wie in der Stadt, und die S-Bahn-Fahrten über die Elbe nach einer durchgearbeiteten Nacht wollte sie auch nicht mehr missen. Es war für sie jedes Mal wie nach Hause kommen.

S3 bis Neugraben. Nächste Station Heimfeld … Ausstieg links. Die Durchsage kam nur bruchstückhaft aus dem Lautsprecher und sickerte zeitversetzt zu Ela durch. Erst im letzten Moment sprang sie auf und zwängte sich durch die sich bereits schließenden Türen. Mit schweren Beinen stieg sie die Treppe hoch zur Straßenebene. Sie musste wirklich dringend ins Bett.

Nasskalter Wind fegte ihr entgegen, wirbelte Blätter, Plastiktüten und Papier durch die Luft. Sie zog sich die Wollmütze über die Ohren, hielt den Kragen ihrer gefütterten Lederjacke zu. Die Kreuzung überquerte sie bei Rot, es kam eh gerade kein Auto, und ging zum Minimarkt an der Ecke, um schnell noch Brötchen und Eier zu kaufen. Die Ladeninhaberin, eine stämmige ältere Frau, die mit starkem hamburgischem Einschlag sprach, hatte zwar noch nicht geöffnet, aber Ela sah sie durch die Scheibe und klopfte. Bevor sie sich hinlegte, wollte sie Hendrix ein Frühstück machen. Sonst aß ihr Bruder wieder nichts. Er dachte einfach nicht daran. Vergaß es, wie so vieles andere auch.

Hendrix und sie wohnten im Alten Postweg. Das Haus war einer dieser typischen Rotklinkerbauten aus der Nachkriegszeit. Vier Etagen, schlichte Fassade, quadratische Fenster, zu beiden Seiten der Haustür je ein Ladengeschäft. Der ganze Straßenzug sah so aus. Die ganze Gegend genau genommen.

Im windgeschützten Eingangsbereich, von dem auch die Ladentüren abgingen, blieb sie stehen. Rechts war Mietleerstand, links die Dönerbox von Achmad. Sie musste eine Weile in ihrer Umhängetasche kramen, bis sie den Schlüssel fand. Im Treppenhaus roch es nach Curry und gebratenen Zwiebeln. Sie bekam sofort Appetit.

Ihre Wohnung lag im zweiten Stock, und die Tür stand sperrangelweit offen. Es war gerade mal Viertel nach sechs, hatte die Tür die ganze Nacht offen gestanden? Irgendwann würde noch jemand die Wohnung leer räumen, wenn Hendrix immer vergaß, die Tür zu schließen.

Immerhin war er zu Hause. Sie fand ihn im Wohnzimmer. Er stand am Fenster, mit dem Rücken zu ihr. Obwohl er so dünn war wie zuletzt mit 17, waren seine Schultern breit, und durch seine Größe von über 1,90 Metern wirkte er immer noch wie ein Fels. Früher hatte sie sich allein durch seine Anwesenheit sicher gefühlt. Er hatte seine schweren Arbeitsschuhe an, Jeans und seinen Norwegerpulli. Den Pulli trug er falsch herum. Ihr Kommen hatte er nicht bemerkt.

In der Zimmertür blieb Ela stehen, versuchte einzuschätzen, wie er drauf war. Es gab solche und solche Tage. Er murmelte etwas vor sich hin, leise und für Ela unverständlich, dabei fuhr er sich mit den Händen durch die dichten, immer wuscheligen kurzen Haare, die dasselbe Dunkelbraun wie ihre hatten, und ging nun hin und her. Wie in einem zu engen Käfig. Er hatte sie immer noch nicht bemerkt. Die Unruhe, die er ausstrahlte, verriet Ela, dass es kein guter Tag war. Wenn es Hendrix gut ging, war er, wie er immer gewesen war: ausgeglichen, gelassen, ruhig.

Mit gekrümmtem Zeigefinger klopfte sie gegen den Tür-

rahmen, um sich anzukündigen. Sie wollte ihn nicht erschrecken. «Hendrix. Ich bin zurück.»

Er fuhr ruckartig herum, und es schien, als brauche er einen Moment, um auf sie zu fokussieren. Oder um sie überhaupt zu erkennen. Wer wusste das schon. Ela konnte ja leider nicht in sein Hirn gucken. Wenn sie versuchte, es sich vorzustellen, sein
12 Hirn, sah sie ein wirres Knäuel loser Kabel, die mal richtig und mal falsch gesteckt waren. Manchmal funktionierte Hendrix und manchmal eben nicht.

«Ela.» Ein Lächeln huschte um seinen Mund, verschwand aber so schnell, wie es gekommen war. Dann zeigte er zum Fenster und sagte: «Ela, er liegt da.» Seine sonst so tiefe, warme Stimme klang jetzt abgehackt und gehetzt. «Auf dem Boden.»

In Ela zog sich alles zusammen. Nein, es war ganz eindeutig kein guter Tag. Sie ging zum Fenster, schaute hinaus. Ein Bus fuhr vorbei, dann ein Kind auf einem Fahrrad. Aber da lag niemand. Das hatte sie auch nicht erwartet. Neben dem verfluchten Alzheimer litt Hendrix unter Halluzinationen, nicht immer, aber eben hin und wieder. Vielleicht waren sie auch ein Symptom des Alzheimers. So genau hatten die Ärzte ihr das nicht sagen können. Erst letzte Woche war Hendrix vor weiß gekleideten Ärzten geflohen, die ihn in eine Zwangsjacke hatten stecken wollen, und dabei fast vor einen Bus gerannt.

«Hendrix, wo liegt jemand?», fragte Ela. Sie wollte ihm das Gefühl geben, ihn ernst zu nehmen. Das war es doch, was zählte. Sie hatte für sich beschlossen, nicht gegen seine Wahrnehmung oder seine Fantasiebilder anzureden. Was sollte sie ihn korrigieren und in seinem Nichtkönnen herumbohren?

«Nicht da draußen, doch nicht da draußen.» Hendrix klang gereizt, vielleicht auch ungeduldig, weil sie ihn nicht verstand, nicht sah, was er sah.

Ela überlegte, was sie weiter sagen sollte. Es brauchte wirklich Fantasie, sich auf seine Welt einzulassen. Und die fehlte ihr gerade, müde wie sie war. Sie wollte einfach nur ins Bett. «Wo liegt er dann?», fragte sie.

«Wo … Woanders», stammelte Hendrix, die Stirn in Falten gelegt, als versuche er, sich mit aller Kraft zu erinnern. «Da ist so viel Blut. Überall Blut. Sein Blut.»

Ela legte ihm eine Hand auf den Arm, zwang sich zu einem aufmunternden Lächeln. «Komm. Ich habe uns Frühstück mitgebracht.» Vielleicht würde ihn das ablenken.

Hendrix schüttelte ihren Arm ab. «Er kann da nicht liegen bleiben … Ich muss ihn … Ich muss dahin.»

Ela verkniff sich ein Seufzen. Er sollte auf keinen Fall merken, wie sehr sie seine Wahnvorstellungen stressten. Es tat ihr weh, ihn so zu sehen. «Sollen wir einen Krankenwagen rufen?»

Hendrix schüttelte den Kopf. «Nein … nein. Zu spät … Er ist tot.»

Ela schluckte. Sie hielt es kaum aus, fühlte sich so unendlich hilflos. Sie schlang ihre Arme um Hendrix, erst zuckte er zurück und erstarrte, aber dann löste sich seine Spannung. Sie drückte ihn fest an sich und hielt ihn. Etwas Besseres fiel ihr nicht ein. Aber vielleicht war es genau das, was er brauchte.

2 / Nicole

Obwohl Sonntag war, herrschte viel Verkehr. Nicole Berger zuppelte ihren vertüdelten Sicherheitsgurt zurecht und trank den letzten Schluck von ihrem Latte to go. Bald würde es regnen. Von Norden her zogen schwere schwarze Wolken auf. Sie war heute zum ersten Mal mit Jakob Helm auf Streife. Besonders gesprächig schien ihr junger Kollege nicht zu sein, was ihr so früh am Morgen nicht unrecht war. Ihr gefiel auch, dass er sofort angeboten hatte zu fahren. Sie war gerne Beifahrerin. Da sah sie mehr und musste sich nicht ständig auf die Straße konzentrieren.

Um dem Verkehr zu entgehen, bog Jakob in eine Siedlung mit Einfamilienhäusern ab, als ein Funkspruch durchkam. Gegenüber dem Daimler-Truck-Gelände hatte es einen Verkehrsunfall gegeben, keine Verletzten, aber Verdacht auf Trunkenheit am Steuer.

«Übernehmen wir», sagte Nicole über Funk durch, gab ihr Ziel ins Navi ein und drückte das Blaulicht an.

Jakob gab Gas. Sein Lächeln entging Nicole nicht. Sie konnte es nachvollziehen. Dieses Gefühl, wenn die anderen Verkehrsteilnehmer einem Platz machten und man so richtig schnell fahren konnte – das hatte schon was.

Aus der Wohnsiedlung waren sie schnell raus, überquerten die Autobahn beim Zubringer Wilhelmsburg-Süd, fuhren über eine der Schleusen und waren im Hafen. Wohnviertel,

Industriegebiet und Hafen lagen hier im Süden Hamburgs nah beieinander, was Nicole nicht unbedingt schön fand, aber es hatte doch seinen eigenen Charme. Sie war in der Gegend aufgewachsen und dann lange weg gewesen – acht Jahre in Cuxhaven –, aber jetzt war sie zurück. Zumindest für die Arbeit, momentan pendelte sie. Mit der Regionalbahn brauchte sie für die Strecke gut eineinhalb Stunden. Alles machbar.

Vor einem Monat hatte sie die Stelle am Kommissariat 44 in Wilhelmsburg angetreten, und sie merkte mehr und mehr, wie zu Hause sie sich hier fühlte. Damit hatte sie nicht gerechnet.

Seitlich der Straße verliefen Gleise, die Züge waren mit Schiffscontainern beladen, dahinter waren weitere Container gestapelt. Die Schornsteine der Raffinerien ragten in den Himmel, der hier über der Elbe weiter schien als sonst wo. So kam es ihr jedenfalls vor.

Die Unfallstelle war nicht zu übersehen. Die Leitplanke war umgefahren, auf dem Schotterplatz dahinter lag ein schwarzer SUV auf dem Dach. Er hatte sich überschlagen.

In explosionssicherem Abstand, das erfasste Nicole mit einem schnellen Blick, saß ein Mann auf dem Schotterplatz, die Beine angezogen, den Kopf auf die Knie gelegt. Verletzt schien er nicht zu sein, nicht ernsthaft zumindest. Jakob hielt hinter einem 3,5-Tonner mit Warnblinklicht. Neben der offenen Fahrertür stand eine Frau in schwerer Arbeitshose und der Jacke eines Speditionsunternehmens. Nicole schätzte, dass sie etwa in ihrem Alter war, Anfang 40, aber während sie selbst meist für jünger gehalten wurde, wirkte diese Frau älter, wie eine, die hart arbeitete und viel rauchte.

«Schau du nach dem Unfallfahrer», sagte Nicole zu Jakob. «Ich rede mit der Frau.»

«Klar, mach ich.» Jakob schielte zu dem Mann hinüber. Es

war nicht zu übersehen, dass er nicht glücklich damit war, allein zu ihm zu gehen, was sie gut verstand. Männer, die gerade ihren teuren Wagen zu Schrott gefahren hatten, konnten ziemlich unangenehm werden.

«Du machst das schon», versuchte sie, Jakob aufzumuntern. «Und ich komm auch gleich nach.»

16 Als sie ausstiegen, kam die Frau schon auf sie zu. Sie roch stark nach Tabak.

«Sie haben angerufen?», fragte Nicole.

«Habe ich. Der ist schon ein ganzes Stück so komisch gefahren und dann ohne Grund durch die Planke und … na ja, sehen Sie ja selbst. Ich dachte, der ist eingeschlafen. Aber als ich dann da runter bin …» Die Art, wie sie sprach, hatte etwas Derbes. Sie schüttelte den Kopf, schnaubte. «Der ist hackevoll. Stinkt wie 'ne Schnapsflasche, der Kerl. Besoffen am Steuer, echt, da fehlt mir jedes Verständnis.»

Nicole ging es ähnlich, auch wenn sie das nicht aussprach. Das wäre unprofessionell.

Wenige Minuten später war der Mann getestet. 2,5 Promille hatte er. Und das morgens um halb acht. Auch wenn er vom Unfall unverletzt schien, zumindest äußerlich, bestand dringende Gefahr einer Alkoholvergiftung. Bevor sie ihn vernehmen konnten, musste er ins Krankenhaus. Während sie auf den Krankenwagen warteten, beschimpfte er sie, drohte damit, sie zu verklagen, und erwähnte immer wieder, dass sein Onkel mit dem Polizeipräsidenten befreundet sei. Solche Typen hatte Nicole echt gefressen.

Sie folgten dem Krankenwagen, in der Notaufnahme würden sie einiges an Papierkram zu regeln haben. Allerdings waren sie noch nicht weit weg von der Unfallstelle, als eine weitere Funkmeldung der Einsatzzentrale durchkam: «Kinder

am *Mountbatten*-Wrack gesichtet. Harburg, Süderelbe, Höhe Moorburger Schanze.»

Bei der Erwähnung der *Mountbatten* sog Nicole die Luft ein, atmete schwer aus. Das Wrack lag also immer noch da.

Sie bekam bis heute Gänsehaut, wenn sie an das Schiff dachte, das da halb versunken im Flussbett vor sich hin rottete. Als Kind war sie oft da unten am Wasser gewesen. Sie hatte sich immer vor dem dunklen schlammigen Fluss gefürchtet, in dem man die Hand vor Augen nicht sah, und doch hatte er sie angezogen. Dieses Kribbeln im Magen, diese Mischung aus Angst und Aufregung, wenn man dem Fluss zu nahe kam, war einfach unwiderstehlich gewesen.

Wenn sie sich richtig erinnerte, war die *Mountbatten* ein Fischtrawler, der Anfang der 1950er nach einer Havarie in Hamburg verschrottet werden sollte, es aber nicht bis zur Abwrackwerft geschafft hatte. In der Elbmündung war ein Sturm aufgekommen, die *Mountbatten* hatte Wasser genommen und Schlagseite bekommen. Vor Moorburg waren die Taue gekappt worden, und das Schiff war auf Grund gegangen.

Bei Ebbe konnte man durch den Schlick zum Wrack waten. Bei Flut wurde es zu einer lebensbedrohlichen Falle. Es verschwand dann großteils im Wasser. Die Strömung um das alte Schiff herum erzeugte am Grund einen Sog, riss Sand und im schlimmsten Fall Menschen mit sich. Durch Untiefen konnte man jederzeit den Boden unter den Füßen verlieren.

Nicole zog ihr Smartphone aus der Tasche, checkte ihre Tiden-App. Mist! Das Wasser lief schon seit zwei Stunden auf. Und bei der *Mountbatten* reichte schon niedriges Hochwasser, um das Wrack zu überspülen.

«Was denn?», fragte Jakob.

«Wir drehen um und fahren zur *Mountbatten*.»

«Was? Wieso? Wir sind doch gar nicht frei», hielt Jakob dagegen.

«Da sind Kinder im Wasser. Und wir sind nah dran.» Musste sie das jetzt wirklich erklären?

«Aber, Harburg, das ist nicht unser Einsatz …»

«Dreh um und gib Gas!», unterbrach sie Jakob und stellte nicht nur Blaulicht, sondern auch die Sirene an.

Jakob legte einen U-Turn hin. Die Straße verlief in einer leichten Krümmung, und dann kamen die Kattwykbrücken in Sicht, zwei massive Stahlkonstrukte.

Als sie über die Autobrücke fuhren, versuchte Nicole, das Wrack auszumachen, das ein Stück flussaufwärts in der Süderelbe lag, aber es war zu weit weg. Das hatte sie anders in Erinnerung.

«Gleich nach der Brücke links rein», wies sie Jakob an.

Sie bogen ein, fuhren am stillgelegten und teils bereits gesprengten Kohlekraftwerk Moorburg vorbei, große Schilder warben damit, dass hier bald Wasserstoff produziert werden würde. Dahinter begann die Flussaue mit den hohen Silberweiden, von der Straße getrennt durch eine Hochwasser-Schutzwand. Vor ihnen ragten Schornsteine auf, aus denen weißer Rauch quoll.

«Da!» Nicole zeigte nach links auf eine Öffnung in der Flutmauer. «Da müssen wir durch.» Sie war seit ihrer Kindheit nicht mehr hier gewesen, aber es sah alles aus wie damals, weshalb sie davon ausging, dass es auch den Weg, der von der Schutzwand zum Wasser führte, noch gab.

Jakob musste mehrmals vor und zurück manövrieren, bis er es durch die enge Öffnung schaffte. Zwischen Bäumen konnte Nicole den Priel ausmachen, der vom Fluss ein paar Hundert Meter ins Inland schnitt. Er war schon voll Wasser gelaufen.

Jakob folgte dem Weg, der durch einen kleinen Wald führte und dann abrupt endete. Hier hatten früher immer Angler geparkt. Jakob hatte noch nicht ganz abgebremst, da sprang Nicole schon aus dem Wagen und rannte los. Querfeldein. Dornige Äste schlugen ihr ins Gesicht. Sie hielt die Arme schützend vor sich, rannte weiter, bis sie endlich an den Fluss kam. Rostbraun lag das Wrack ein Stück flussabwärts, etwa 50 Meter von ihr und 20 Meter vom Ufer entfernt. Es war noch nicht unter Wasser, aber schon vollständig von der Flut umspült.

Nicole entdeckte zwei Kinder, die vom Heck runterkletterten und sofort bis zum Bauch im Wasser standen. Verdammt. Die Kinder hielten sich an den Händen. Nicole wagte nicht, ihnen zuzurufen. Sie wollte sie nicht erschrecken. Ein unkonzentrierter Moment und … nein! Bloß nicht darüber nachdenken. So angestrengt, wie die Kinder auf das Wasser schauten, wussten sie immerhin, dass sie in Gefahr waren. Sie würden aufpassen – so gut das da draußen eben möglich war. Gegen den Sog der Strömung half Aufpassen leider nicht. Sie musste sich beeilen. Sie musste zu ihnen.

Jakob war immer noch nicht hinter ihr. Und sie würde auch nicht warten. Nicole kletterte über die Bruchsteine, die das Ufer säumten, rutschte weg, schlug hart mit dem Knie auf. Schmerz schoss ihr durch das Bein. Sie ignorierte es. Erst als sie unten an der Wasserkante ankam, hielt sie kurz inne. Die Furcht vor dem schlammigen Fluss kroch in ihr hoch. Sie hatte immer noch Angst vor dem dunklen Wasser. Es wäre auch dumm gewesen, die nicht zu haben.

Sie musste da jetzt raus. Sie holte tief Atem, sprach sich Mut zu, machte den ersten Schritt, spürte, wie das Wasser ihr in die Schuhe lief. Kalt. Nass. Unangenehm. Auch das ignorierte

sie. Sie marschierte einfach drauflos, möglichst schnell. Sie sah nicht, wo sie hintrat. Der Boden war uneben. Das Wasser stand ihr schnell bis zu den Knien, dann bis zu den Oberschenkeln. Die Uniformhose klebte schwer auf ihrer Haut. Der Boden wurde immer weicher. Sie hatte Mühe, ihre Füße nach jedem Schritt aus dem Schlick zu befreien. Ein Stein schlug ihr gegen
20 das Schienbein. Und dann spürte sie den Sog um ihre Beine. Sie war jetzt auf Höhe des Priels. Nicht gut, dachte sie, gar nicht gut. Der Priel machte die Strömung unberechenbar.

Sie musste es zu den Kindern schaffen, bevor sie vom Sog erfasst wurden. Sie würden sich nicht halten können, sie schaffte es ja selbst nur mit Mühe. Und sie war durchtrainiert und kräftig. Die Kinder hatten keine Chance.

Sie war jetzt fast bei ihnen. Mittlerweile hatten die beiden sie gesehen, kurz hatten sich ihre Blicke getroffen, aber sie reagierten nicht weiter auf sie. Entweder weil sie zu konzentriert waren, oder sie standen unter Schock. Vielleicht auch beides. Sie waren zehn, höchstens zwölf Jahre alt, ein Mädchen und ein Junge. Klatschnass. Ihre Wangen verschmiert von Dreck und Tränen.

«Geht weiter», rief Nicole, ihre Stimme war ganz zittrig. «Und lasst euch nicht los!»

Die beiden schauten weiter angestrengt auf das Wasser, und Nicole wusste nicht, ob ihre Worte bei ihnen angekommen waren. Aber sie machten Schritt für Schritt, Hand in Hand.

Drei Meter noch, zwei Meter. Nicole streckte die Hände aus. «Haltet euch fest.» Jetzt hoben beide die Köpfe, sahen Nicole mit großen ängstlichen Augen an, griffen aber nicht nach ihren Händen. Nicole machte einen weiteren Schritt auf sie zu, und noch einen, und dann packte sie mit beiden Händen zu, je ein Kind am Handgelenk.

Sie hatte sie. Sie hielt die schmalen Handgelenke der Kinder fest umklammert, und die Kinder ließen sich von ihr zum Ufer ziehen. Sie konnte spüren, wie kraftlos sie waren. Sie hatte sie wirklich in letzter Sekunde erwischt.

Jakob stand oberhalb der Bruchsteine. Er hatte Decken aus dem Kofferraum mitgebracht. Kaum dass sie sich ans Ufer geschleppt hatten, hüllte er die Kinder darin ein. Ein Gefühl von Befriedigung durchströmte Nicole. Das war es, wofür sie Polizistin geworden war. Nicht, um Besoffene nach Unfällen aufzugabeln.

Jakob gab auch ihr eine Decke, sie legte sie sich um die Schultern, und als sie noch mal zum Wrack hinübersah, kam ihr ein Gedanke, der sie zusammenfahren ließ.

«Sind da noch mehr Kinder auf dem Wrack?», fragte sie. Sie konnte nur die zum Ufer gewandte Seite der *Mountbatten* einsehen.

Beide Kinder blieben stumm.

Nicole ging in die Knie, sodass sie auf Augenhöhe mit den beiden war, und fragte noch einmal: «Ihr bekommt keinen Ärger. Aber das Wasser steigt. Seht ihr ja selbst. Das ist gefährlich. Ich muss wissen, ob da noch jemand auf dem Wrack ist.»

Aus der Ferne waren Polizeisirenen zu hören, wurden kurz lauter, dann wieder leiser.

Das Mädchen schielte Hilfe suchend zu dem Jungen, der ihrem Blick auswich, dann sah es wieder Nicole an und nickte.